

Christina Brüning
Lars Deile
Martin Lücke
(Hrsg.)

Historisches Lernen als Rassismus- kritik



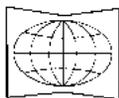
**WOCHEN
SCHAU
GESCHICHTE**

Christina Brüning, Lars Deile, Martin Lücke (Hrsg.)

Historisches Lernen als Rassismuskritik

Christina Brüning, Lars Deile, Martin Lücke (Hrsg.)

Historisches Lernen als Rassismuskritik



**WOCHEN
SCHAU
VERLAG**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gefördert durch:



© WOCHENSCHAU Verlag, Dr. Kurt Debus GmbH
Schwalbach/Ts. 2016

www.wochenschau-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet werden.

Die Reihe „Forum historisches Lernen“

wird herausgegeben von

Michele Barricelli

Peter Gautschi

Christine Gundermann

Vadim Oswald

Hans-Jürgen Pandel

Die Reihe wurde gegründet von Klaus Bergmann, Ulrich Mayer, Hans-Jürgen Pandel und Gerhard Schneider.

Umschlaggestaltung: Ohl Design

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtherstellung: Wochenschau Verlag

ISBN 978-3-7344-0342-2 (Buch)

ISBN 978-3-7344-0343-9 (E-Book)

Inhalt

<i>Christina Brüning, Lars Deile, Martin Lücke</i> Aus gegebenem Anlass: cum ira et studio. Eine Ergänzung zur Einleitung	7
<i>Christina Brüning, Lars Deile, Martin Lücke</i> „Let’s talk about race!“	10
BEGRIFFE, THEORETISCHE UND FACHLICHE RAHMUNGEN	19
<i>Adam Hochman, Veronika Lipphardt</i> Rasse oder Vielfalt – was sagt die Wissensforschung? Kontroverse Annäherungen an die Kategorie race.	21
<i>Bärbel Völkel</i> Nationalismus – Ethnizismus – Rassismus? Fremde Blicke auf den genetisch-chronologischen Geschichtsunterricht.	49
<i>Christian Czyborra, Mohamed Refai, Nalan Yağci</i> Geschichtsunterricht als weißer Raum? Überlegungen zu <i>Critical Whiteness</i> in der Geschichtsdidaktik	71
BEFUNDE: RACE UND HISTORISCHES LERNEN IN DER GEGENWARTSGESELLSCHAFT.	93
<i>Bea Lundt</i> „Ihr Weißen seid immer noch Rassisten!“ Erfahrungen mit deutschen und afrikanischen Studierenden in Ghana (Westafrika) . . .	95
<i>Michael Sturm</i> „Und über uns die Heldenahnen“. – Strategien und Argumentationsmuster extrem rechter Geschichtspolitik	117
<i>Florian Kuhme</i> Die Kategorie ‚race‘ als Dilemma der geschichtsdidaktischen Forschung. Reflexionen über Studien zu Geschichtsunterricht im Themenfeld Nationalsozialismus und Holocaust in „multikulturellen“ Lerngruppen	133

PROGRAMMATISCHE PERSPEKTIVEN	147
<i>Selman Erkövan</i>	
Der Orientalismus in ‚uns‘ und ‚denen‘. Die Wirkmacht migrantisierender Ermächtigungsprojektionen in der Geschichtsdidaktik und die Chance ihrer Sichtbarmachung durch die postkoloniale Orientalismus-Theorie Edward Saids	149
<i>Marc Ullrich</i>	
Multi? Inter? Trans! Plädoyer für ein transkulturelles historisches Lernen unter rassismuskritischer Perspektive	163
<i>Christina Brüning</i>	
Das Fremde in den Unterricht holen. Systematische Überlegungen zum rassismuskritischen Potenzial des bilingualen Geschichtsunterrichts	185
<i>Meike Paula Berg</i>	
Ein Schritt nach vorn im Geschichtsunterricht. Ein Methodenvorschlag zum Thema „Deutsch-Ostafrika“	212
<i>Peter Sinn</i>	
Rassenideologien im Kolonialismus. Eine Didaktisierung von Quellen am Beispiel von „Deutsch-Neuguinea“	226
<i>Julia Nahrstedt</i>	
Antike Quellen rassismuskritisch lesen? BarbarInnen als SklavInnen von Natur aus bei Aristoteles	237
<i>Lars Deile</i>	
„Was tut man nicht alles, um nichts zu verlieren“. Von der Unausweichlichkeit der Vergangenheit in Michael Hanekes „Caché“	253
Autor_innenverzeichnis	267

Aus gegebenem Anlass: cum ira et studio

Eine Ergänzung zur Einleitung

Wer hätte das gedacht?

Als wir vor fast fünf Jahren am Arbeitsbereich Didaktik der Geschichte der FU Berlin eine Vorlesungsreihe und eine Sommerschule zum Thema „Rassismus und historisches Lernen“ organisiert haben, waren wir uns der besonderen Relevanz unseres Themas bewusst. Wir wussten, dass es oft verborgene Mechanismen sind, die Menschen entlang der Kategorie *race* stigmatisieren und diskriminieren, und dass unser eigenes Weißsein auch von uns selbst als Privileg nur selten hinterfragt wurde.

Die intellektuell und politisch anregenden Diskussionen mit unseren Studierenden haben uns dann dazu veranlasst, nach und nach die Vorträge der Vorlesungsreihe und die Arbeitsergebnisse der Sommerschule zu einem Band werden zu lassen, der sich in einer breiten Zusammenschau dem Themenkomplex „Historisches Lernen als Rassismuskritik“ widmet.

Als wir dann im letzten Frühjahr die Einleitung zu diesem Buch fertiggestellt haben, war uns freilich noch immer die Relevanz unseres Themas bewusst, aber in einer doch eher akademischen Dringlichkeit. Immerhin: Durch die Einzelbeiträge in unserer Wahrnehmung geschärft, konnten wir auch in unserem Alltag allenthalben Rassismen entdecken, nicht zuletzt in PR-Maßnahmen der Berliner Verkehrsbetriebe, die das Thema der Benennung von Straßen virulent werden ließ. Dennoch: Wir waren uns eigentlich sicher, dass wir unser Projekt *sine ira et studio* zu Ende bringen, ganz ohne Aufgeregtheit und dem Gebot akademischer Distanz entsprechend.

Doch innerhalb eines Jahres ist viel passiert. Ereignisse, die den Themenkomplex des Rassismus auf ganz andere Weise in den Fokus des Relevanten stellen als ein plötzlich sichtbares, bisweilen sogar grell aufblendendes Phänomen: Im Jahr 2015 hat sich die Anzahl der Gewalttaten gegen Flüchtlingsheime verfünffacht – auf 1.005 Straftaten, darunter 173 Brandanschläge. Aber nicht nur dieser massive Anstieg solcher Vorfälle und das dahinterstehende Gedankengut ist Anlass zu Besorgnis, sondern auch die geringe Aufklärungsquote. Manche Politiker_innen ziehen zur Beschreibung der Situation bereits den Begriff des Staatsversagens heran. Unwillkürlich muss man an den NSU denken und erschauert.

Die Stimmungsmache gegen Flüchtlinge in Deutschland wird insbesondere von der Pegida-Bewegung getragen, auf deren Demonstrationen sich Neonazis, Hooligans, rechte Politiker_innen und andere ‚besorgte Bürger_innen‘ zu einer aufgeputschten Masse vereinen. Selbstreferenziell werden hier Ängste mit Vorurteilen beantwortet und jede Form der Aufklärung als Verschwörung einer Lügenpresse abgetan. Auch von dieser Seite wird dem Staat nichts mehr zugetraut. Die seit dem Ausscheiden der neoliberalen Gründer vollends rechts ausgerichtete AfD unter Frauke Petry treibt in Talkshows und der öffentlichen Meinungsbildung CSU und CDU vor sich her, sodass die menschlich und moralisch richtige Entscheidung der Kanzlerin im Sommer 2015, die Grenzen für Flüchtlinge zu öffnen, selbst in der eigenen Regierungskoalition offen kritisiert wird. Sogar der Begriff „Unrechtsstaat“ wird im Munde geführt. Das alles macht uns große Sorgen.

Auch in anderen europäischen Ländern erstarken rechte und nationalistische Parteien und nutzen die sogenannte Flüchtlingskrise für sich. Die aktuelle polnische Regierung unter Beata Szydło sowie die ungarische unter Viktor Orbán haben mit isolationistischen, europafeindlichen und fremdenfeindlichen Ressentiments Wahlen gewonnen. In Frankreich tobt eine Debatte um den Front National und seine Parteivorsitzende Marine Le Pen, die sich vorgeblich vom Antisemitismus ihres Vaters distanziert hat, nur um im gleichen Atemzug einen neuen Sündenbock zu küren und gegen die magrebinischen Bevölkerungsteile zu hetzen. In den Regionalwahlen vom Dezember 2015 konnte die Partei landesweit immerhin 28,8 Prozent der Stimmen auf sich vereinigen, auch wenn letztlich in keinem Department eine Mehrheit zustande kam, wie dies noch im ersten Wahlgang im November in sechs Regionen der Fall war.

2015 war insgesamt kein gutes Jahr für Frankreich. Die Franzosen sind verunsichert, und das nicht erst seit dem Attentat in Paris im November. Bereits die *Charlie-Hebdo*-Attentate Anfang 2015 haben an der Stimmung vor allem in der jüdischen Bevölkerung vieles geändert: Die größte Gruppe der neuen Einwanderer_innen in Israel kommt mittlerweile aus Frankreich. Sie empfinden ihre Situation im Heimatland als nicht mehr sicher. Identifiziert als Verursacher des Problems werden auch hier (meist muslimische) Zugewanderte, nicht etwa verfehlte Integrationspolitik oder Chancenungleichheiten.

Gleichzeitig zeigte das Magazin *Charlie Hebdo* ein Jahr nach den Anschlägen aus Anlass der Kölner Silvesternacht eine völlig absurde Titelbildkarikatur. Zur Frage „Was wäre aus dem kleinen Aylan geworden, wenn er die Chance gehabt hätte, aufzuwachsen?“ sieht man einen Jugendlichen als Grapscher einer weiß-markierten Frau im kurzen Rock hinterherrennen.

Diese Kombination von antimuslimischem Rassismus mit dem Besudeln des Andenkens des im Sommer 2015 tot an den Strand gespülten Dreijährigen ist an Geschmacklosigkeit nur schwer zu überbieten – und kann nur noch schwerlich mit den Freiheiten von Satire gerechtfertigt werden.

Die Übergriffe auf Frauen in der Silvesternacht am Kölner Hauptbahnhof und anderswo erschrecken, aber auch der diskursive Kontext, in dem die Vorfälle nun verhandelt werden, erschreckt: Ausgerechnet rechte und völkische Gruppierungen, die bisher wenig durch die Förderung von Emanzipation und Frauenrechten aufgefallen sind, sondern im Gegenteil ein reaktionäres Frauenbild vertreten, schwingen sich nun zu Hütern der Unversehrtheit der „deutschen“ Frauen auf. Der weibliche Körper muss wieder einmal als eine Kampfarena herhalten, in der unterschiedliche sexistische und rassistische Ideologien aufeinanderprallen – den als weiblich markierten Menschen wird dabei ausschließlich ein sexualisierter Objektstatus zuteil. Hierbei ist daher erneut (vgl. Lücke 2012 in Lücke/Barricelli) auf die Notwendigkeit von Intersektionalitätsstudien im Kontext rassistuskritischen Arbeitens zu verweisen.

Mit der seit Köln virulenten Debatte über „den arabischen Mann“ (die ZEIT titelte am 14. Januar „Wer ist der arabische Mann?“) schließt sich somit ein diskursiver Kreis, der in diesem Vorwort aufgezeigt werden sollte: Rassistische Vorstellungen der Dominanzgesellschaft werden bedient, rechte Parteien fühlen sich im Aufwind und die Forderungen nach Abschottung und Grenzsicherungen des Nationalstaates, notfalls auch mit Schießbefehl auf Flüchtlinge, werden lauter.

Unser Buch entstand in aufgewühlten Zeiten. Als wir mit ihm begannen, mussten wir befürchten, dass unser Thema als randständig wahrgenommen wird. Jetzt laufen wir dem Tempo der Radikalisierung hinterher. Gerade deshalb aber bleibt unser Buch ein Versuch, Undifferenziertheit zu bremsen, das Verständnis für die Wirkweisen von Rassismus zu steigern und Möglichkeiten vorzuschlagen, wie historisches Lernen als Rassismuskritik betrieben werden kann und sollte.

Jetzt, zu Beginn des Jahres 2016, würden wir den Band mit sehr viel mehr *ira et studio* konzipieren, aber vielleicht ist er gerade deshalb momentan anwendbar und lesbar, weil ihm diese *ira et studio* noch vor zwölf Monaten fehlte.

Berlin, Freiburg und Potsdam im Februar 2016

„Let's talk about race!“¹

Wer Anfang 2015 in der Berliner U-Bahn-Linie 2 unterwegs war, konnte sich wundern. Die Stationen wurden von prominenten Stimmen angesagt.² Da meldete Otto Waalkes die Einfahrt in die Station Sophie-Charlotte-Platz, Udo Lindenberg kündigte selbstverständlich Pankow an und Dieter Hallervorden die Station Mohrenstraße. Richtig: Mohrenstraße (Dazu: Mende 1996, 803. Grundsätzlich: Sängler 2006). Sollte eine Straße, eine U-Bahn-Station im Jahr 2015 tatsächlich so heißen? Das ist grundlegend fragwürdig. Aber dafür kann doch Dieter Hallervorden nichts. Nein, aber für die Initiative Berlin Postkolonial war Hallervorden die denkbar schlechteste Besetzung für die ohnehin umstrittene Station.³ Will man das verstehen, muss man die historische Dimension des Denkens und Verstehens bemühen.

Warum die Mohrenstraße Mohrenstraße heißt, ist nach wie vor umstritten. Ob nun eine Delegation afrikanischer Häuptlinge der brandenburgischen Kolonie Großfriedrichsburg namensgebend war oder eine holländischen Schenkung von 150 Sklaven an den preußischen König (Vogt 1885, van der Heyden 2014) ist eigentlich irrelevant – der Straßenname ist ein Relikt deutscher Kolonialgeschichte. „Mohr“⁴ war schon damals kein neutraler Begriff und er ist es bis heute nicht (Arndt 2004). Ludwig, Kaspar und Wilhelm im „Struwelpeter“ werden vom Nikolaus gerügt, weil sie den „kohlphehrabenschwarzen Mohr“ verlachen: „Was kann denn dieser Mohr dafür, daß er so weiß nicht ist, wie ihr?“ Als die drei nicht ablassen, folgt die schlimme Strafe, sie werden selbst im Tintenfass geschwärzt (Hoffmann 1845,

1 Lutz/Vivar/Supik 2010, 19.

2 <http://www.rbb-online.de/panorama/hintergrund/prominente-geben-den-u-bahn-stationen-der-u2-ihre-stimme.html> (Zuletzt aufgerufen am 25.6.2015).

3 Markant: Kopp (2015). Interessant auch die Gegendarstellungen auf: <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/12338> (zuletzt aufgerufen am 25.6.2015).

4 Rassismuskritische wie auch gendersensible Sprache und damit auch bestimmte (distanzierende) Schreibweisen hängen immer auch ab von den jeweils vorgenommenen Selbstpositionierungen und Vorerfahrungen der Autor_innen. Daher haben wir als Herausgeber_innen uns entschieden, im vorliegenden Band den Freiraum für verschiedene Varianten der Markierung rassistischer Sprechweisen zu lassen.

5-89. Deutlicher geht es nicht. Mit der sprachlichen Bezeichnung von anderen als ‚Mohren‘ waren und sind mentale und soziale Praktiken von Ungleichheit und Diskriminierung verbunden, die mit Referenz auf körperliche Merkmale legitimiert, begründet und naturalisiert werden.

Eine Reihe von Initiativen fordert deshalb die Umbenennung der M-Straße. Der Afrika-Rat Berlin-Brandenburg, Vertreter der Internationalen Liga für Menschenrechte, die Initiative Schwarzer Menschen, der Verein Berlin Postkolonial und der Berliner Entwicklungspolitische Ratschlag – alle empfinden den Straßennamen als diskriminierend und beleidigend. In einem Offenen Brief schrieb 2015 Moctar Kamara, der Vorsitzende des Zentralrats der afrikanischen Gemeinde in Deutschland:

„Die deutsche Sprache ist, wie Sie sicher wissen, voll von Redewendungen, die mit dem Begriff ‚Mohr‘ neben Exotik auch Abwertung, Unterwürfigkeit, Dummheit und Infantilität verbinden. Der Begriff ist daher genau wie das N-Wort ganz ohne Zweifel eine rassistische und beleidigende Fremdbezeichnung für Schwarze Menschen. Sie gehört folglich ebenso wenig auf ein Straßenschild wie die Namen von Kolonialverbrechern wie Peters, Nachtigal, Lüderitz, Wissmann und Woermann, die trotz aller Proteste in Berlin noch immer mit Straßennamen geehrt werden.“⁵

Das sehen manche anders. Ein rechtsextremer Internetblog beschwert sich: „Neger wollen Straßenumbenennung.“⁶ Frank Henkel (CDU) kritisierte die Umbenennungsabsichten: „Hier wird eine Kampagne nach Gutmenschenart gefahren, die ein linkes Stadtbild auch in Straßennamen manifestieren soll. Die Straßenbezeichnung Mohrenstraße ist aber weder rassistisch noch in irgendeiner Weise politisch inkorrekt.“⁷ Und die grüne Kulturstadträtin des Bezirks Berlin-Mitte Sabine Weißler meint: „Die Mohrenstraße ist ein Zwitter. Zum einen ist da die koloniale Vergangenheit, zum anderen gehört sie zu den ganz alten Straßen, die den Grundriss von Berlin markieren.“⁸

5 <http://decolonize-mitte.de/?p=163> (zuletzt aufgerufen am 25.6.2015).

6 <http://politikforen.net/showthread.php?150102-Berlin-Neger-wollen-Straßenumbenennung> (zuletzt aufgerufen am 25.6.2015).

7 Die Presseerklärung von Frank Henkel vom 21.5.2005 ist mittlerweile nicht mehr online verfügbar, wird aber mehrfach zitiert: [http://de.wikipedia.org/wiki/MohrenstraÙe_\(Berlin\)#cite_note-32](http://de.wikipedia.org/wiki/MohrenstraÙe_(Berlin)#cite_note-32) (zuletzt aufgerufen am 25.6.2015).
http://www.berlin-postkolonial.de/cms/index.php?option=com_content&view=article&id=78:afrikanisches-viertel&catid=10:mitte&Itemid=16 (zuletzt aufgerufen am 25.6.2015).

8 <http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=ba&dig=2014%2F08%2F22%2Fa0124&cHash=b1cd7ba03a486642f08f5769364471f5> (zuletzt aufgerufen am 25.6.2015).

Heißt das: Sie würde gern umbenennen, hätte damit aber Angst, historisches Kulturgut zu vernichten? Dann stellt sich die Frage, wie lange eine Straße einen Namen haben muss, dass dieser gegen alle gegenwärtigen Bedenken für schützenswert gehalten wird. Ein Teil der M-Straße hieß von 1949 bis 1987 Thälmannplatz. Das reicht wohl eher nicht.

Für uns als Historiker_innen und insbesondere Geschichtsdidaktiker_innen ist es interessant, zu bemerken, dass sowohl Kritiker_innen als auch Verteidiger_innen des besagten Straßennamens historisch argumentieren. Die Waffen der Kontrahenten kommen aus dem gleichen Haus. Geschichte scheint für alles herhalten zu können, kann von jedem/r für fast alles missbraucht werden. Verständlich wird das erst dann, wenn man sich mit Nietzsche vor Augen führt, dass hier sehr unterschiedliche Formen von Geschichte am Werke sind: eine kritische und eine antiquarische, für den rechten Rand der Diskussion sogar eine monumentalische. Diese Formen werden mit je ganz unterschiedlichen Absichten verwendet.

Zum anderen sieht man auch hier sehr deutlich, dass es zwar scheinbar um Vergangene geht – die lange Geschichte der Straße und ihres Namens, die koloniale Vergangenheit – tatsächlich aber gegenwärtige Befindlichkeiten diskutiert werden. Warum sonst wird über einen Straßennamen gestritten, als ob es um Leben oder Tod ginge? Weil sich ‚People of Colour‘ fortgesetzter Diskriminierung ausgesetzt fühlen, weil kolonialistische Verbrechen nach wie vor verharmlost werden und weil sich rassistische Praktiken tief in weiße Kulturalisierungsmuster (dazu grundsätzlich: Dyer 1997, Arndt 2009) eingeschrieben haben. Und warum fühlt sich die bürgerliche Mitte bedroht? Vielleicht weil der Diskriminierungsvorwurf nicht so recht zum eigenen Selbstbild passt. Gemäß dieses positiven Selbstkonzepts einer aufgeklärten Gesellschaft hat man koloniale Ungleichheit in die Sphäre der Vergangenheit verschoben. Warum diese Abwehr?

Es geht natürlich nicht um Straßenschilder. Es geht auch nicht um eine Bewertung der brandenburgischen (preußischen) Kolonialgeschichte. Es geht um die Verhandlungen politischer Befindlichkeiten. Diese gegenwärtigen Positionen werden auf die Buchstaben der Straßenschilder projiziert. Und sie bestimmen die Verfasstheiten der historischen Argumente. Vergangenheitspartikel an sich tragen diese Referenzialität nicht in sich (Goertz 2001, 30 f.) Es geht immer um die Verhandlung gegenwärtiger Wertvorstellungen.

Als wir 2013 die Idee zu diesem Buch hatten, befürchteten wir, dass das Thema bis zum Erscheinen an Relevanz verlieren werde. Weil die Dinge doch klar auf der Hand liegen, dachten wir. Nun erscheint es reichlich verspätet und die Problematik hat sich eher noch verschärft. Stereotypisierung

gen sind wieder häufiger zu beobachten und sie führen oft zu gruppenbezogenen homogenisierenden Diskriminierungen: die Juden, die Muslime, die Migranten, die Flüchtlinge ... Wir beobachten eine Zunahme von Antisemitismus, Antiislamismus, Homophobie und Fremdenhass. Simplifizierende Erklärungsmuster greifen auch in der politischen Landschaft verstärkt um sich und selbst etablierte ehemals linke Parteien meinen, man müsste „die Sorgen der Menschen ernst nehmen“. Eines der billigsten Erklärungsmuster ist Rassismus.

Dabei kommt dieser Rassismus oft verdeckt und mit vorgeblich guten Absichten daher. Immer aber geht es darum, soziale Distinktion mittels körperlicher Merkmale zu begründen. Robert Miles beschreibt diese Zuschreibungen, diese racialisation, als „Fall ideologischer Bedeutungsbildung, bei dem eine soziale Gruppe als eine diskrete und besondere, sich selbst reproduzierende Bevölkerung konstruiert wird. Dies geschieht unter Bezugnahme auf bestimmte (reale oder vorgegebene) biologische Merkmale und durch eine Verknüpfung mit anderen, negativ bewerteten (biologischen und/oder kulturellen) Eigenschaften.“ (Miles 1999, 93-103; Kerner 2009, 51.)

In der Zwischenzeit hat zudem Rosa Fava (2015) geschichtsdidaktische und pädagogische Diskurse zum Lernen in der ‚Migrationsgesellschaft‘ einer gründlichen und grundlegenden Kritik unterzogen. In ihrer rassismuskritischen Analyse zeigt sie, dass auch unser Fach und die benachbarten Disziplinen rassialisieren, indem Forschende immer und immer wieder in denen, die keine deutsche Sesshaftengeschichte aufweisen, den Störfall erkennen, und dass gerade auch die deutsche Geschichtsdidaktik das Thema Holocaust nicht selten missbraucht, um Migrant_innen (ein Begriff, den Fava selbst ablehnen würde) als ‚die anderen‘ zu markieren.

Handlungsbedarf besteht in der Geschichtsdidaktik also nicht nur, indem wir mit unserem geschichtskulturell geschulten Auge nach Rassismen und ihrer historischen Dimension Ausschau halten. Darüber hinaus müssen wir nämlich auch darüber nachdenken, welches rassistische Potenzial in den Paradigmen, Prinzipien und Konzepten unseres Faches steckt. Für beide Punkte soll in diesem Band ein erster Aufschlag gemacht werden.

Hier nähern sich Historiker_innen bzw. Geschichtsdidaktiker_innen den Fragen an, die an der Schnittstelle von Rassismuskritik und Geschichte liegen. Da wäre zunächst die Frage danach, was Rassismuskritik für die Geschichtsdidaktik an Erkenntnisgewinn bringen kann, und in der Folge, was die Nutzung rassismuskritischer Ansätze für Prozesse des historischen Lernens bedeutet.

Dabei soll historisches Lernen weit gedacht werden, um schulische und außerschulische Lehr- und Lernprozesskonzeptionen ebenso wie geschichts-

didaktische Theoriebildung zu umfassen. Im vorliegenden Band finden sich daher neben theoretischen Darstellungen auch praxisnahe Überlegungen und Vorschläge für den Unterricht.

In Deutschland ist es nach wie vor problematisch, über Rasse zu sprechen. Deshalb tun auch wir das nicht. Rasseforschung ist ein Tabu, das eng einer kolonialen und nationalsozialistischen Wissenschaftstradition zugewiesen wird, die seit 1945 diskreditiert ist und nicht mehr betrieben wird. Gut so. Das hat in der Folge aber dazu geführt, dass soziale Ausgrenzung, die phänotypisch oder ethnisiert und kulturalisierend begründet wird, ebenso aus der Gegenwart in die Vorgeschichte der Bundesrepublik verschoben wird und man sich selbst als frei davon betrachtet. Damit kommen diese Ausgrenzungsmechanismen aber nicht mehr zu Sprache und Bewusstsein, sind in ihrer Wirkungsmacht jedoch nichtsdestotrotz weiterhin am Werke. Die zweifellos rassistische Vergangenheit Deutschlands hindert uns also offenbar noch immer an einem (hemmungslos) herrschaftskritischen Reden über Rasse.

Uns geht es aber gerade um eine Sichtbarmachung solcher Phänomene und deshalb wird man in diesem Band öfter von ‚race‘ und seltener von ‚Rasse‘ lesen, ein Anschluss an deutlich lebendigere Forschungszusammenhänge, als es sie in Deutschland gibt (ähnlich: Lücke 2012, 139; Broden/Mecheril 2010, 12). Diese Forschungszusammenhänge aufzuschließen ist ebenfalls ein Ziel dieses Bandes.

Dabei werden zu Anfang Begriffe, Konzepte und Theorien gegen den Strich gebürstet. Adam Hochman und Veronika Lipphardt fragen als Wissenschaftshistoriker_innen nach der sinnhaften Existenz eines Rassebegriffs und verweisen die Kategorie in den Bereich der Konstruktion von Wissen. Bärbel Völkel spürt *racialisation* strukturell auf und unterzieht die genetisch-chronologische Strukturierung des Geschichtsunterrichts einer Fundamentalkritik. Selman Erkovan greift das Konzept des Orientalismus auf und führt damit vor Augen, dass auch die harmlose Frage „Woher kommst du?“ schon eine rassistische Verhandlung sozialer Hierarchien sein kann. Vor allem zeigt er aber, wie solche Herrschaftslegitimationen mit Konzepten der *race*-Forschung aufgedeckt werden können.

Es folgen drei Studien, die diese rassismuskritische Reflexion an unterschiedlichen Feldern historischen Lernens durcharbeiten. Christian Czyborra, Mohamed Refai und Nalan Yağci zeigen, welche Bedeutung das Sprechen in Prozessen des *othering* hat. Bea Lundt beschreibt, wie sich deutsche Studierende in Westafrika mit Vorwürfen und mit sich selbst konfrontiert sehen und welches Potenzial in den Aufarbeitungen solcher Erfahrungen im Prozess der Lehrkräftebildung steckt. Florian Kuhne umreißt die Schwierig-

keiten, denen eine Thematisierung des Holocaust in gegenwärtigen heterogenen Lerngruppen ausgesetzt ist.

Auf diese Analysen folgen eine Reihe von Vorschlägen, wie rassistuskritisches historisches Lernen konzeptionalisiert werden könnte. Marc Ullrich plädiert für ein transkulturelles Konzept historischen Lernens und Christina Brüning lotet die Potenziale bilingualen Unterrichts aus. Meike Berg adaptiert für die konkrete Praxis ein Planspiel aus der politischen Bildungsarbeit und Peter Sinn erschließt Quellenbestände zum Thema Kolonialismus. Michael Sturm berichtet von Argumentationsmustern rechter Geschichtspolitik und Möglichkeiten der Begegnung in der historisch-politischen Bildungsarbeit. Lars Deile zeigt die Wirkmächtigkeit rassistischer Denk- und Verhaltensmuster am Beispiel von Michael Hanekes Film „Caché“ und Julia Nahrstedt führt überzeugend vor, dass rassistuskritische Zugänge auch an Beispielen der Alten Geschichte fruchtbar sein können.

Allen Beiträger_innen sind wir zu Dank verpflichtet. Im Sommersemester 2012 veranstaltete der Arbeitsbereich Didaktik der Geschichte an der Freien Universität Berlin eine Vortragsreihe und Sommerschule zum Thema „Historisches Lernen als Rassismuskritik“. In diesen Zusammenhängen gab es viele fruchtbare Denkansätze und Diskussionen, aus denen wir alle viel lernen konnten. Dieser Band versucht, unseren gemeinsamen Lern- und Forschungsprozess einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Er wäre nie entstanden, wenn er nicht von Anfang an von der aktiven und interessierten Arbeit von Studierenden profitiert hätte. Allen voran sind hier Julia Nahrstedt, Meike Berg, Florian Kuhne, Adrian Lehne und Malte Lührs zu nennen, die durch Recherchen, Korrekturarbeiten, eigene Beiträge in der Sommerschule und Artikel im Band am Projekt beteiligt waren.

Im Laufe dieses Prozesses ist uns auch bewusst geworden, wie weiß deutsche Universitäten sind. Zwar wird in nationalen ‚Aktionsplänen‘ (ein Begriff, der durchaus der weiteren sprachlichen und historischen Reflexion bedürfte) die Öffnung gesellschaftlicher Institutionen für Menschen mit einem sogenannten ‚Migrationshintergrund‘ gefordert,⁹ aber allein schon diese Forderung basiert auf rassistischen Distinktionskonzepten. Immer wieder sind es Weiße, die bestimmen, Weiße, die andere zu Objekten machen. Im Laufe der Arbeiten an diesem Band haben wir daher intensiv darüber nachgedacht, ob wir überhaupt berechtigt sind, dieses Buch zu schreiben und herauszubringen (vgl. dazu Schrödter 2014). Wir haben uns am Ende gegen

9 Nationaler Aktionsplan Integration. Zusammenhalt stärken – Teilhabe verwirklichen (2011). Abrufbar unter: http://www.bundesregierung.de/Webs/Breg/DE/Bundesregierung/BeauftragtefuerIntegration/nap/nationaler-aktionsplan/_node.html (zuletzt aufgerufen am 25.6.2015).

innere und äußere Widerstände dafür entschieden, weil uns als Geschichts-
didaktiker_innen das Thema ein wirkliches Anliegen ist. Wir sind uns aber
der Unzulänglichkeit dieser Entscheidung und ihrer Auswirkungen auf das
Produkt bewusst.

Exemplarisch und anreißend wollen wir mit diesem Band zeigen, welche
Kompetenzen rassismuskritisches historisches Lernen hervorbringen könnte:

1. die Anerkennung rassistischer Zuordnungen als konstruiert und als Pro-
dukt von Diskursen;
2. die Einsicht in die Historizität dieses Konstrukts, wodurch *race* auf be-
sondere Weise auch erst als Konstrukt erfahrbar wird;
3. die Fähigkeit, mit *race* als sozialer Kategorie Wirkmächtigkeiten gesell-
schaftlicher Teilhabe, Differenzierung und Ausgrenzung zu verstehen so-
wie
4. die Erschließung von Handlungsoptionen, die sich aus der Einsicht in die
Veränderbarkeit von *race* direkt ergeben, z. B. durch persönliche Positio-
nierung und im Engagement gegen rassistische (Sprach-)Handlungen.

Allen Ansätzen ist gemeinsam, dass sie sichtbar machen und zur Sprache
bringen wollen, dass sie vorführen, wie insbesondere historisches Lernen
vom Umgang mit der sozialen Kategorie *race* profitieren und Handlungen in
Gang setzen kann, die in Prozessen der Bildung emanzipativen und reflexi-
ven Geschichtsbewusstseins fruchtbar werden können. Umgekehrt sind wir
überzeugt davon, dass man mit historischer Aufklärung einen beachtlichen
Schritt in Richtung gesellschaftlicher Emanzipation vorwärtsgehen kann.

Kommen wir zurück zum Sprecher der U-Bahn-Durchsage in Berlin-
Mitte. Dieter Hallervorden ließ 2012 als Intendant des Berliner Schloss-
parktheaters in der Inszenierung von „Ich bin nicht Rappaport“ einen wei-
ßen Schauspieler mit geschwärztem Gesicht auftreten. Damit sollten der Fi-
gur gleichzeitig die Attribute verpasst werden, die das rassistisch kulturali-
sierte Publikum abzurufen imstande war. Viele von ihnen hatten als Kinder
sicherlich den „Struwelpeter“ vorgelesen bekommen. Eine solche Praxis
wird in den Niederlanden zu Weihnachten alljährlich aufs Neue diskutiert:
Wie kolonialistisch ist der Auftritt des Swarten Piet? In den USA ist sie seit
Jahrzehnten geächtet. Und auch in Deutschland bleibt ‚Blackfacing‘ mittler-
weile nicht mehr unwidersprochen.¹⁰

10 Ein Querschnitt durch die Presse: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/umstrittene-inszenierung-hallervorden-weist-rassismus-vorwuerfe-zurueck-a-808280.html>;
<http://www.tagesspiegel.de/kultur/theater-und-rassismus-schwarz-auf-weiss/6052652.html>; <http://www.welt.de/kultur/article13807516/Rassismuvorwurf-gegen-Dieter-Hallervorden.html>; <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/denisscheck-rassistischer-sketch-in-ard-sendung-druckfrisch-a-880157.html> <http://www.>

Mal angenommen, die Vergabe der Ansage der Haltestelle Mohrenstraße an Dieter Hallervorden sei tatsächlich zufällig geschehen – die Station Pankow durch Udo Lindenberg ansagen zu lassen war vermutlich eher kein Zufall –, dann hätte genau das nicht passieren dürfen.¹¹ Politische und historische Sensibilität hätten geholfen, gerade für diesen problematischen Stationsnamen eine respekt- und würdevolle Vertretung zu finden. Diese Sensibilität ist aber ohne historisches Denken nicht möglich. Der vorliegende Band soll dabei helfen.

Wir danken der Friedrich-Ebert-Stiftung für die Gewährung eines großzügigen Druckkostenzuschusses.

daserste.de/information/wissen-kultur/druckfrisch/sendung/stellungnahme-beitrag-sprache100.html (alles zuletzt aufgerufen am 25.6.2015). Letzter prominenter Fall war die Kritik von Denis Scheck an revidierten Fassungen deutscher Kinderbücher, die er angemalt und mit weißen Handschuhen präsentierte, wofür er harte Kritik einstecken musste.

11 <http://www.tagesspiegel.de/berlin/promi-ansagen-in-der-u2-dieter-hallervorden-haerger-wegen-mohrenstrasse/11262626.html> (zuletzt aufgerufen am 25.6.2015).

Referenzen

- Arndt, Susan (2004): Mohr/Mohrin. In: Arndt, Susan/Hornscheidt, Antje (Hrsg.): Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster, S. 168-172.
- Arndt, Susan (2009): Weißsein. Die verkannte Strukturkategorie Europas und Deutschlands. In: Eggers, Maureen Maisha u. a. (Hrsg.): Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster, S. 24-28.
- Broden, Anne/Mecheril, Paul (2010): Rassismus bildet. Einleitende Bemerkungen. In: Dies. (Hrsg.): Rassismus bildet. Bildungswissenschaftliche Beiträge zu Normalisierung und Subjektivierung in der Migrationsgesellschaft. Bielefeld, S. 7-23.
- Dyer, Richard (1997): White. New York.
- Fava, Rosa (2015): Die Neuausrichtung der ‚Erziehung nach Auschwitz‘ in der Einwanderungsgesellschaft. Eine rassismuskritische Diskursanalyse. Berlin.
- Goertz, Hans Jürgen (2001): Unsichere Geschichte. Zur Theorie historischer Referentialität. Stuttgart.
- Heyden, Ulrich van der (2014): Der Mohr ist unschuldig. Anmerkungen zu einem nicht enden wollenden, ahistorischen Streit in Berlin. In: Neues Deutschland, 16.7.
- Hoffmann, Heinrich (1845): Lustige Geschichten und drollige Bilder [Der Struwwelpeter]. Frankfurt/M.
- Kerner, Ina (2009): Differenzen und Macht. Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus. Frankfurt/M.
- Kopp, Christian (2015): White Myths – Black History. Der Fall der Berliner „Mohrenstraße“. In: Lernen aus der Geschichte – Magazin 7.3, S. 16-22. Abrufbar unter: <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/12338>.
- Lücke, Martin (2012): Diversität und Intersektionalität als Konzepte der Geschichtsdidaktik. In: Barricelli, Michele/Lücke, Martin (Hrsg.): Handbuch Praxis des Geschichtsunterrichts, Bd. 1. Schwalbach/Ts., S. 136-146.
- Lutz, Helma/Vivar, Maria T. H./Supik, Linda (2010): Fokus Intersektionalität – Eine Einleitung, in: Dies. (Hrsg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden, S. 9-30.
- Mende, Hans-Jürgen (1996): Lexikon der aktuellen Namen Berliner Straßen und Plätze in vier Bänden, Bd. 3. Berlin.
- Miles, Robert (1999): Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs. Hamburg.
- Sänger, Johanna (2006): Heldenkult und Heimatliebe. Straßen- und Ehrennamen im offiziellen Gedächtnis der DDR. Berlin.
- Schrödter, Mark (2014): Dürfen Weiße Rassismuskritik betreiben? Zur Rolle von Subjektivität, Positionalität und Repräsentation im Erkenntnisprozess. In: Mecheril, Paul/Broden, Anne (Hrsg.): Solidarität in der Migrationsgesellschaft. Befragung einer normativen Grundlage. Bielefeld, S. 53-71.
- Vogt, Hermann (1885): Die Straßennamen Berlins [Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Bd. 22]. Berlin.

Begriffe, theoretische und fachliche Rahmungen

Rasse oder Vielfalt – was sagt die Wissensforschung?

Kontroverse Annäherungen an die Kategorie race

Als ein britischer Kollege kürzlich einen mehrmonatigen Forschungsaufenthalt in Berlin absolvierte, machte er eine überraschende Entdeckung. Jeden Tag auf seinem Arbeitsweg kam er an einem Hundesalon vorbei, der mit einem Schild warb: „Alle Rassen“. Das sei seltsam, fand der Kollege, denn in Großbritannien verwende man den Begriff „race“ nie im Zusammenhang mit Tieren, sondern nur mit Menschen. Bei Tieren nenne man das „breed“. Noch größer war seine Verwunderung, als er hörte, dass in Deutschland „Rasse“ nie für Menschen benutzt werde, denn in Großbritannien ist „race“, offiziell verstanden als soziale, eher ethnische Zugehörigkeit, in seiner Verwendung für Menschen relativ unproblematisch.

Wer sich mit der Geschichte der Erforschung der menschlichen Vielfalt im 20. Jahrhundert beschäftigt, findet sich ständig in Situationen wieder, in denen äußerst komplexe Übersetzungsarbeit geleistet werden muss. Es geht aber nicht nur darum, die Übersetzbarkeit der Worte „Rasse“ und „race“ zu klären, sondern auch um historische Klärungsversuche: Wie kam es zu so grundverschiedenen Wortgebräuchen? Und vor allem: Welches „Wissen“ verband und verbindet sich mit diesen beiden Begriffen, wie machte es seinen Wahrheitsanspruch geltend, und zu welchem Preis?

In vielen Ländern gibt es sehr spezielle, jeweils geschichtsabhängige Tabus, die sich um das Thema „Rasse“ herum formiert haben, meist in Zusammenhang mit Unterdrückung, Verfolgung und Ausbeutung von Minderheiten. In Deutschland ist dieses Tabu besonders stark und umfassend. Dass staatliche und gesellschaftliche Institutionen, Medien wie Schulbücher, über die Frage der Rassen beim Menschen verschämt und ratlos schweigen, bereitet den Vertretern rassistischer Ansichten eine geradezu ideale Bühne für ihre vermeintlich radikalen Tabubrüche im Dienste der unterdrückten Wahrheit. Die Wahrheit, so die selbst ernannten Tabubrecher, laute, dass es eben doch Rassen gebe; sie werde vom politisch korrekten Establishment, das sich die Bekämpfung des Rassismus auf die Fahnen schreibt, mit allen Mitteln unterdrückt.

Allerdings muss das Schweigen der Mehrheit keineswegs als Eingeständnis gedeutet werden, dass es Rassen eben doch gebe. Es kann ebenso gut bedeuten, dass der Sachverhalt, den es zu verstehen gilt, ausgesprochen komplex ist. Dieser Beitrag möchte zum besseren Verständnis beitragen. Er unterstreicht, dass es Rassen nicht gibt, fordert aber, dass darüber gesprochen, ja diskutiert werden muss. Die internationale (meist englischsprachige) Diskussion über „race“/„Rasse“ in verschiedenen Wissenschaftsbereichen ist in vollem Gange; in diesem Beitrag beabsichtigen wir, einige wichtige Debatte- linien nachzuzeichnen und selbst Position zu beziehen.

Racial Naturalism

Besonders aufschlussreich ist die kürzlich in wissenschaftsphilosophischen Zeitschriften ausgetragene Debatte um den sogenannten „racial naturalism“, die uns hier als Anknüpfungspunkt dient, um den aktuellen Wissensstand der Genetik zur menschlichen Diversität zu skizzieren.¹ Einer der Vertreter des *racial naturalism*, der Philosoph Neven Sesardic, brachte kürzlich im *Journal Biology and Philosophy* die Position mancher Wissenschaftler auf den Punkt, dass „race“ sehr wohl eine legitime biologische Kategorie sei und dass die menschliche Spezies in eine kleine Anzahl von Untergruppen – Rassen – einteilbar sei (Sesardic 2010). Damit richtet er sich dezidiert gegen die sozialkonstruktivistische Sichtweise, nämlich, dass Rasse biologisch bedeutungslos sei; dass Rassenkategorien in Bezug auf die biologische Diversität, die sie zu beschreiben versuchen, willkürlich sind und eher soziale Praktiken und soziale Vorurteile widerspiegeln als biologische Unterschiede. Allerdings verwahrt Sesardic sich ausdrücklich gegen den Vorwurf des Essentialismus, den Sozialkonstruktivisten in den vergangenen Jahrzehnten all jenen entgegenhielten, die Rassenkonzepte offensiv (oder auch eher versteckt) vertraten. Die Sozialkonstruktivisten, behauptet er, hätten das Konzept der Rasse mit nicht akzeptablen essentialistischen Konnotationen belastet, stets mit dem Ziel, dieses Konzept strikt abzulehnen. Im Licht der modernen Synthese mit ihrer Ablehnung des Essentialismus der Arten müsse, so Sesardic, auch der rassische Essentialismus abgelehnt werden. Die Aufgabe der Race Naturalists sei somit, ein „biologically informed but non-essentialist concept of race“ zu entwickeln (Sesardic 2010, 146).

Kann das gelingen? In diesem Beitrag gehen wir der Frage nach, ob Sesardics Versuch einer Rehabilitierung des biologischen Konzepts von Rasse erfolgreich ist. Unsere Antwort ist ein klares Nein. Analysiert man Sesardics zentralen Auf-

1 Diese Debatte hat kürzlich eine Fortführung erfahren (Hochmann2016). Siehe auch Hochmann 2013

satz zu diesem Thema, so findet man darin zwei verschiedene Versionen des *Racial Naturalism*. Eine davon ist so abgeschwächt, dass sie sich nicht eindeutig von einer plausiblen sozialkonstruktivistischen Version von Rasse abhebt. Die andere Version des *Racial Naturalism* ist weitaus strikter; sie kann jedoch nicht mit einschlägigen Studien zur menschlichen biologischen Diversität in Einklang gebracht werden. Um Sesardics Behauptungen zu widerlegen, greift dieser Aufsatz eine bereits von Peter Taylor (2011) abgegebene, recht kurze Widerlegung auf und führt sie weiter aus. Mit der kritischen Auseinandersetzung verbinden wir dabei eine positive Botschaft: dass man in post-genomischen Zeiten durchaus eine sozialkonstruktivistische Position in Bezug auf Rasse vertreten kann.

Sesardics Aufsatz ist ein Angriff mit einer dreizinkigen Waffe: Der erste Zinken bedient sich eines Arguments aus der forensischen Anthropologie. Der zweite Zinken ist ein Argument, das genetischen Clustering-Studien entnommen ist. Der dritte Zinken ist im Grunde genommen stumpf: Sesardic postuliert, dass es genetisch festgelegte psychologische und moralische Unterschiede zwischen den sogenannten ‚Rassen‘ geben könnte; wobei seine Behauptung nicht so sehr darin besteht, dass es solche Unterschiede gibt, sondern vielmehr darin, dass es sie nicht gibt. Er führt keinerlei empirische Studien an, sondern konzentriert sich auf das, was er als mangelnde Qualität der Argumente gegen seine Position sieht.

Im Rahmen dieses Beitrags werden wir den dritten Zinken außer Acht lassen, und zwar aus folgenden Gründen: LeserInnen, die schon von Sesardics Hauptargument (dass die menschliche Spezies in eine kleine Anzahl von Unterarten oder Rassen unterteilbar ist) nicht überzeugt sind, werden sich wohl kaum von diesem dritten Teil seines Artikels überzeugen lassen. Es steht für uns außer Frage, dass der Behauptung moralischer und intellektueller Überlegenheit widersprochen werden muss; dieser Beitrag konzentriert sich jedoch darauf, die grundlegenden Hauptargumente zu widerlegen, mit denen Sesardic versucht, diese Behauptung zu legitimieren.

In den beiden folgenden Abschnitten stellen wir die Beweisgrundlage von Sesardics Rehabilitierungsversuch des biologischen Konzepts von Rasse infrage. Im letzten Abschnitt vor der Schlussfolgerung zeichnen wir das rhetorische Terrain von Sesardics *Racial Naturalism* nach, wobei wir den Hauptfokus auf sein Hin- und Herspringen zwischen der abgeschwächten und der strikten Position in seiner Argumentation legen.

Dass der forensischen Anthropologie und der Methode des genetischen Clustering sowohl in Sesardics als auch in unserer Argumentation zentrale Bedeutung zukommt, ist kein Zufall: Diese beiden Felder sind (neben der medizinischen Forschung) zentrale Austragungsorte heutiger Debatten um Rasse. Daher führt dieser Beitrag in der gebotenen Kürze in beide Gebiete ein.

Warum forensische Anthropologen so gut Sozialkonstrukte identifizieren können

Inwiefern die forensische Anthropologie für das sozialkonstruktivistische Verständnis von Diversität ein Problem darstellt, ist einfach zu erklären. Forensische Anthropologen sind überaus gut darin, menschliche Überreste der rassifizierten Gruppe zuzuordnen, mit der die Verstorbenen identifiziert worden wären, wenn sie noch lebten. Sozialkonstruktivisten behaupten hingegen, dass Rassenkategorien die biologische (in diesem Fall morphologische) Diversität nur unzureichend darstellen. Die Tatsachen aus der forensischen Anthropologie und die Theorie des Sozialkonstruktivismus scheinen hier miteinander in Konflikt zu geraten. Dieses Problem des Sozialkonstruktivismus, schreibt Sesardic, „prompted one bewildered and exasperated scientist to write an article with a provocative title“ (2010, 156): *If Races Do Not Exist, Why Are Forensic Anthropologists So Good at Identifying Them?* (Sauer 1992).

Allerdings war der Anlass für Sauers Befremden gerade nicht der Sozialkonstruktivismus. Sesardic liest Sauers Titel als rhetorische Frage, als wäre Sauer selbst ein *Racial Naturalist*, der die Sozialkonstruktivisten für ihre Realitätsferne verspottet. Weit gefehlt: Sauer selbst ist, was das Thema Rasse betrifft, ein Sozialkonstruktivist. Er stellt in seinem Titel eine Frage, die ein Problem des Sozialkonstruktivismus aufzeigt, und beantwortet sie im Verlauf der Arbeit.

Sauer schreibt: „Most anthropologists have abandoned the concept of race as a research tool and as a valid representation of human biological diversity“ (1992, 107). Dennoch, so Sauer, werde es in der Forensischen Anthropologie nach wie vor angewandt: „The race concept as it is used by the public continues to be one of the central foci of forensic anthropological research and application“ (Sauer 1992, 107). Gemeinsam mit Alter, Geschlecht und Statur ist ‚Rasse‘ ein Teil des Profils, das forensische Anthropologen als Hilfe zur Identifizierung von Opfern heranziehen. Und es kann hilfreich sein, zumindest manchmal: Sauer zitiert die Forscher Snow u. a. (1979), die in der Lage waren, 22 von 27 ‚weißen Krania‘ und sieben von acht ‚schwarzen Krania‘ zu identifizieren, jedoch nur einen von sieben ‚Krania von Native Americans‘.

Allerdings, so Sauer, sei dies noch kein Beleg für die Existenz von Rassen: „The successful assignment of race to a skeletal specimen is not a vindication of the race concept, but rather a prediction that an individual, while alive was assigned to a particular socially constructed ‚racial‘ category“ (1992, 107). Warum aber besteht Sauer auf dieser sozialkonstruktivistischen Sichtweise, obwohl Snows Ergebnisse oberflächlich betrachtet doch den *Racial*

Naturalism stützen? Sauer argumentiert, dass die Praxis, menschliche Überreste erst mit Rassenkategorien und dann mit den Opfern abzugleichen, wenig, wenn überhaupt etwas mit Fragen der taxonomischen Signifikanz zu tun hat. Viele, so Sauer, gingen irrtümlich davon aus, dass die Feststellung, ein Individuum habe z. B. Vorfahren in Afrika oder Europa, gleichbedeutend mit einer Rassenidentifikation und der Verifizierung geografischer Rassen sei. Jedoch:

„Niemand, der das Rassenkonzept bestreitet, verleugnet, dass es menschliche Varianz gibt, oder behauptet, dass diese Varianz nicht systematisch ist. In der Tat ist es die systematische Varianz, die überhaupt, wenn auch jeweils mit einem unterschiedlichem Maß an Genauigkeit, erlaubt, den Herkunftsort einer Person anhand ihrer physischen Merkmale zu bestimmen. Aber die Feststellung, dass eine Person z. B. Vorfahren aus Nordeuropa hat, identifiziert keine biologische Rasse der Nordeuropäer. (Sauer 1992, 110)

Natürlich gebe es eine morphologische Varianz, so Sauer, und natürlich habe diese Varianz eine gewisse systematische Struktur – anderenfalls könnten forensische Anthropologen kaum ihrer Arbeit nachgehen –, aber diese Struktur folge nicht den traditionellen Rassenkategorien, d. h., die forensische Anthropologie stützt den *Racial Naturalism* nicht.

Ousley, Jantz, und Freid (2009) überprüften Sauers Schlussfolgerung empirisch. Ihre vorläufigen Ergebnisse schienen den *Racial Naturalism* zu unterstützen, und tatsächlich zitiert Sesardic ihren Artikel zur Untermauerung seiner Sichtweise. Ousley und Kollegen konnten Schädel von nordamerikanischen schwarzen Männern und nordamerikanischen weißen Männern mit einer Genauigkeit von 97 Prozent den jeweiligen Kategorien zuordnen. Bei der Analyse von männlichen Schädeln von Schwarzen, Weißen, Chinesen und Native Americans wurden diese mit einer Genauigkeit von 96 Prozent den entsprechenden Gruppen zugeordnet. Die Erfolgsquote sank leicht auf 84 Prozent, wenn japanische statt chinesische Schädel analysiert wurden, da die Schädel japanischer und nordamerikanischer schwarzer Männer manchmal der falschen Kategorie zugeordnet wurden. So weit, so gut, was den *Racial Naturalism* anbetrifft. Schwarz, Weiß, Asiatisch, Native American, dies sind alles herkömmliche Rassenkriterien.

Das Bild änderte sich jedoch in dem Moment, in dem weitere Populationen analysiert wurden. Wenn japanische, chinesische und vietnamesische Schädel vermessen wurden, ordneten Ousley und Kollegen 80 Prozent der Schädel der richtigen Gruppe zu, obwohl traditionellerweise davon ausgegangen wird, dass JapanerInnen, ChinesInnen und VietnamesInnen derselben ‚Rasse‘ angehören. Gleichmaßen wurden 87 Prozent der Schädel von weiblichen Arikara und weiblichen Sioux korrekt zugeordnet, bei Schädeln von

männlichen Nagasaki und männlichen Tohoku lag die richtige Zuordnung bei 94 Prozent. Bedeutet das nun, dass es mehr als eine Rasse von Native Americans und zwei japanische Rassen gibt, eine südliche und eine nördliche?

Diese Fragen erübrigen sich angesichts der Tatsache, dass Ousley und Kollegen in der Lage waren, mit einer Genauigkeit von 96 Prozent zwischen Schädeln von männlichen Weißen, die zwischen 1840 und 1890 geboren wurden, und Schädeln von männlichen Weißen, die zwischen 1930 und 1980 geboren wurden, zu unterscheiden. Niemand würde behaupten, dass es eine ‚weiße Rasse‘ des späten 19. Jahrhunderts gegeben habe, die ausgestorben und dann durch eine ‚weiße Rasse‘ des frühen 20. Jahrhunderts ersetzt worden sei. Für *Racial Naturalists* wie Sesardic ist der Unterschied zwischen ‚weißen Schädeln‘, ‚schwarzen Schädeln‘, ‚asiatischen Schädeln‘ und ‚Native American Schädeln‘ ein Rassenunterschied. Aber Ousley und Kollegen konnten zwischen Gruppen unterscheiden, die nicht ‚rassisch‘, sondern kulturell, linguistisch, politisch und zeitgeschichtlich voneinander getrennt waren, und zwar genauer, als es mit einer rassischen Taxonomie möglich wäre.

Rassenkategorien sind also nur eine Art, menschliche Wesen in Gruppen einzuteilen, und dazu noch eine unpräzise. Dass die *Racial Naturalists* so hartnäckig auf ihrer Priorität beharren, zeigt ihre argumentative Voreingenommenheit (Ousley et al. 2009, 74): Bei der Bewertung einer wissenschaftlichen Theorie müssen sowohl die Nachweise, die die Theorie bestätigen, *als auch* die Nachweise, die diese Theorie widerlegen, berücksichtigt werden. Wenn Schädel ausschließlich nach ‚Rasse‘ geordnet werden, sieht es so aus, als ob der *Racial Naturalism* Unterstützung von der forensischen Anthropologie erfährt. Die widerlegenden Nachweise jedoch, die zeigen, das ‚rassische‘ Unterteilungen eine willkürliche Darstellung der morphologischen Diversität der Menschen sind, sprechen klar gegen den *Racial Naturalism* – oder zumindest gegen den *Racial Naturalism*, der sich durch die forensische Anthropologie bestätigt sieht.

Die menschliche Morphologie variiert, und diese Varianz ist oft systematisch genug, um eine Klassifikation zu erlauben. Es gibt eine Reihe von Möglichkeiten, Menschen in Gruppen zu unterteilen: nach Sprache, Ort, Kultur, Stamm, Zeit, ‚Rasse‘. Forensische Anthropologen sind voreingenommen, wenn sie die Unterteilung in Rassen anderen möglichen Unterteilungen vorziehen; aber sie tun dies nicht unbedingt deshalb, weil sie Rassisten sind, sondern weil wir, die Öffentlichkeit, dazu neigen, (unsere vermissten Personen) nach Rassen zu klassifizieren.² Wir, die Öffentlichkeit, halten an diesen

2 Dies gilt für die USA, Großbritannien und andere Immigrationsländer eher als für

Klassifikationsschemata fest, weil sie in der Praxis staatlichen und gesellschaftlichen Handelns fest verankert sind, und nicht, weil dies die beste naturalistische Darstellung der menschlichen morphologischen Diversität ist. Die forensische Anthropologie ist ein Feld der Praxis. Forensische Anthropologen übersetzen Messungen von Merkmalen in die Kennzeichnungssysteme, die Gesellschaften nutzen oder nutzen würden, um vermisste Personen zu beschreiben. Vom forensischen Standpunkt aus gesehen spielt es keine Rolle, ob es sich bei den Kennzeichnungssystemen um akzeptierte wissenschaftliche Taxonomien handelt, solange eine Korrelation zwischen den Messungen und dem in einer bestimmten Gesellschaft benutzten Klassifikationssystem besteht.

Vom taxonomischen Standpunkt aus gesehen jedoch und auch vom gesellschaftlichen Standpunkt aus ist es sehr wohl bedeutend, ob in einem wissenschaftlichen Kontext eine rassistisch besetzte Sprache verwendet wird. Sauerers Artikel appelliert an die forensischen Anthropologen, sich diese Tatsache vor Augen zu führen:

„Vielleicht könnten wir den Begriff ‚Rasse‘ in unserer Kommunikation über Fälle vermeiden und ihn durch ‚Abstammung‘ oder ein anderes Wort ersetzen, das weniger belastet ist. Vielleicht könnten wir eindeutiger sein, was die sozialen oder kulturellen Konzepte von Rassen anbetrifft. Auf alle Fälle können wir in Lehrsituationen vermitteln, dass es keine Rasse gibt, und wir können unser Bestes tun, um die Verwendung von Rassenkategorien in der forensischen Anthropologie klarzustellen.“ (Sauer 1992, 110)

Außerdem behaupten Ousley und Kollegen, es gebe „so many possible distinctive biological races that the concept is virtually meaningless“ (2009, 74). Warum also zieht Sesardic Sauer und Ousley für eine Untermauerung des *Racial Naturalism* heran, wenn sie sich doch so klar gegen eine Rassenklassifikation aussprechen?

In der Tat erscheinen Sesardics Ausführungen über ‚morphologische Differenzen‘ zunächst durchaus überzeugend – aber nur, solange man sich nicht die Mühe macht, die Quellenartikel zu lesen. Berücksichtigt man allerdings Ousleys und Sauerers Analysen im Ganzen, dann verböte sich eine derart selektive Zitation, wie Sesardic sie vornimmt. Gehen wir davon aus, dass sich Sesardic nur auf die Aspekte dieser Artikel beruft, die den *Racial Naturalism* zu befürworten scheinen, und die Hauptargumente und Schlüsselergebnisse übersieht, dann ist die offensichtlichste – wenn auch am wenigsten wohl-

Deutschland, wo der Gebrauch von ‚Rasse‘ in staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen stark tabuisiert und ‚Rasse‘ keine so prominente Wahrnehmungskategorie ist.